

Wenn Papa und Mama forschen

In Deutschland spielt die Familie bei Berufungen von Professoren bislang kaum eine Rolle. Das soll sich nun ändern

VON CLAUDIA RATERING

Wo lernen Wissenschaftler einen Partner fürs Leben kennen? In vielen Fällen ist das im Labor. Doch ihre Beziehung wird meist auf eine harte Probe gestellt. Denn Karriere und Familie sind in der Wissenschaft nur schwer zu vereinbaren – zumindest in Deutschland.

In jedem zweiten Berufungsverfahren sprechen die Bewerber inzwischen die berufliche Situation ihres Partners an. Früher sei das meistens kein Thema gewesen, sagt die Physikerin Barbara Sandow. Sie ist als Frauenbeauftragte der Freien Universität Berlin seit Jahren an diesen Verfahren beteiligt, und lebt – wie die Hälfte ihrer Fachkolleginnen – mit einem Physiker zusammen. Mit Rücksicht auf ihre inzwischen erwachsenen Kinder hat sie auf manche mögliche Bewerbung verzichtet. „Wir wollten unsere Karriere nicht auf Kosten unserer Familie machen“, sagt sie.

„Familiäre Bedürfnisse werden in Berufungsverfahren kaum berücksichtigt“, sagt Alessandra Rusconi. Die Soziologin hat 2001 für die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (BBAW) 181 Hochschulen zu Forscherpaaren befragt. In immerhin zehn Prozent der Fälle begründeten die Kandidaten für eine Professur ihre Absage damit, dass es für den Partner in der neuen Stadt keine berufliche Perspektive gebe.

Aber es geht auch anders. An der ETH Zürich werden seit 1999 neue Professoren bei der Suche nach Wohnung, Schule sowie einem

Arbeitsplatz für den Partner von einem eigens dafür eingerichteten Büro unterstützt. „Die Rufabsagen sind seitdem deutlich zurückgegangen“, berichtet die Beraterin Madeleine Lüthy.

„Spouses and children are very welcome“, heißt es auch an der Yale University, „Partner und Kinder sind uns sehr willkommen“. Dass dieser Anspruch auch eingelöst wird, bestätigt die deutsche Historikerin und Leibniz-Preisträgerin Ute Frevert, die vor drei Jahren dort eine Professur antrat. Für ihren Mann, den Soziologen Ulrich Schreiterer, wurde am Yale Center for International and Area Studies eine Stelle als Wissenschaftsmanager eingerichtet. Unter anderem gab es dafür Mittel aus einem Programm für Partnerberufungen.

In Deutschland sind solche Programme bislang die Ausnahme. Die großen Forschungsorganisationen haben das als Problem erkannt. Lösungen für den Partner seien oft Teil einer erfolgreichen Berufungsverhandlung, sagt etwa Jürgen Mlynek, der Präsident der Helmholtz-Gemeinschaft. Und der scheidende Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Ernst-Ludwig Winnacker, kritisiert die mangelnde Gleichstellung: Denn während die meisten Wissenschaftlerinnen mit einem Forscher liiert sind, gilt das nur für verhältnismäßig wenige Männer. Das liegt daran, dass es unter Professoren nur wenige Frauen gibt.

In der Studie „Brain Drain – Brain Gain“ untersuchte der Stifterverband für die Deutsche Wissen-



SUSANNE KEIL

Anna Bockelmann forscht in derselben Stadt wie ihr Lebenspartner. Das gelingt in Deutschland nur wenigen ihrer Kolleginnen.

schaft, warum deutsche Akademiker ins Ausland abwandern und wie man sie zurückholen kann. Das Ergebnis: Nicht nur hervorragende Forschungsmöglichkeiten und Renommee entscheiden darüber, wo ein Wissenschaftler arbeiten will. Für achtzig Prozent der verheirateten deutschen Wissenschaftler im Ausland ist ein gutes Stellenangebot für den Partner Bedingung für eine Rückkehr nach Deutschland.


Deshalb hat der Stifterverband gemeinsam mit der Claussen-Simon-Stiftung ein Förderprogramm für Forscherpaare aufgelegt. Sie bieten Universitäten und Instituten an, die Hälfte des Gehalts für den Partner zu bezahlen – immerhin sechs Jahre lang. Voraussetzung ist, dass der Wunschkandidat aus dem Aus-

land nach Deutschland zurückkehrt oder einen Ruf ins Ausland ablehnt. Zusätzlich prüfen zwei Fachgutachter die wissenschaftliche Exzellenz des zu fördernden Partners. „Wir machen keine Familienzusammenführung“, sagt Peter Beck vom Stifterverband. „Wir wollen der Abwanderung deutscher Akademiker ins Ausland entgegen wirken.“

Erste Wissenschaftler profitieren bereits davon. Der Biologe Thorsten Reusch vom Max-Planck-Institut für Limnologie in Plön hat zum Beispiel einen Ruf an die Universität Groningen und einen an die Universität Münster erhalten. Im Berufungsverfahren an der westfälischen Hochschule erwähnte er seine Partnerin, die Biologin Anna Bockelmann, und die Möglichkeit der

Förderung durch den Stifterverband. Die Universität, die gerade ein neues Institut für Evolution und Biodiversität einrichtete, beantragte eine Stelle für die Biologin. Als der Stifterverband die Finanzierung zusagte, entschied sich Reusch für die Universität Münster. „Unsere Kinder sind viereinhalb und zweieinhalb Jahre alt. Wir freuen uns, dass sie nun in Deutschland aufwachsen können“, sagt Bockelmann. Nach den sechs Jahren Förderung rechnet sie damit, sich durch zusätzlich eingeworbene Projektmittel finanzieren zu können.

Insgesamt neun Stellen will der Stifterverband ermöglichen. „Wir haben bereits fünf Paare in der Förderung und für weitere Anträge hat es Vorgespräche gegeben“, berichtet Beck. Er hofft, dass das Programm verlängert wird. Wichtiger ist ihm aber das Signal, das davon ausgeht. Universitäten könnten zum Beispiel ermuntert werden, für den Partner eine Stelle an einer anderen Forschungseinrichtungen der Stadt zu suchen. „Das Problem der Doppelkarrierepaare ist in der Wissenschaft bestens bekannt“, sagt Beck. „Die Universitäten wissen, dass sie etwas tun müssen.“

 Informationen zum Förderprogramm des Stifterverbands:
www.stifterverband.de/site/php/foerderung.php?SID=&seite=Programm&programmnr=36
Die Befragung der BBAW zu Forscherpaaren:
www.diejungeakademie.de/pdf/JA_Befragung.pdf